

Mythos Czernowitz

Andrei Corbea-Hoisie

Georg Simmel hat einmal, als gerade die Auseinandersetzung zwischen denen, die die räumlich-physischen Gegebenheiten – als „materielle Substrate“ – für entscheidend hinsichtlich der Gestaltung menschlicher Existenzformen hielten, und den Verfechtern der völligen Trennung zwischen der Sozialwelt und der Natur ausgebrochen war, den Prozess beschrieben, wodurch der umgebende Raum von der Psyche des Einzelnen zu einem verinnerlichten Darstellungsmuster der eigenen Vergesellschaftung geformt werde. Während die Natur als Kontinuum eigentlich mit jeglichen „Grenzen“ unvereinbar sei, würden die konventionellen Grenzen um so mehr als Produkte psychisch-sozialer Aktivitäten erscheinen, als der Raum, „den eine gesellschaftliche Gruppe in irgend einem Sinne erfüllt, als eine Einheit“ aufgefasst werden sollte, „die die Einheit jener Gruppe ebenso ausdrückt und trägt, wie sie von ihr getragen wird“.¹ Die symbolische Kraft dieser Vorstellung nehme laut Simmel in dem Maße zu, je feiner die „Geistesverfassung“ des Individuums entwickelt sei: sogar die „seelische Kohärenz von Persönlichkeit“ würde dann „zu einem wie sinnlich empfundenen Bilde einer fest umschließenden Grenzlinie“ heranwachsen.

Hieran könnte eigentlich die Diskussion um die jahrzehntlang vor und nach dem Zweiten Weltkrieg meist schwärmerisch behauptete „Czernowitzer“ Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit als ein kollektiv oder individuell identitätsstiftendes „Wesen“ anschließen. Auch ungeachtet dessen, dass die Identitäten sozusagen als mehrwertig zu begreifen sind, d.h. dass das menschliche Bewusstsein tatsächlich auf eine Vielfalt von Identifikatoren Bezug nimmt, müsste man von vornherein die Einbildungspotentiale in Betracht ziehen, die

¹ Simmel, Georg: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main, Suhrkamp 1992, S. 694.

sozial bestimmbare Gruppen in räumliche Symbole projizieren, indem sie jene mit einer von anderen Gruppen abgrenzenden, meist „erfundenen“ Sinnggebung ausstattet. Der „Raum“ wird dadurch subjektiv neu erschaffen, um das kollektive oder individuelle Subjekt in seinem Legitimierungskampf auf dem „sozialen Feld“ zu stärken. Nicht anders als im Falle weithin bekannterer Beispiele, wurde das städtische Werden des erst Anfang des 19. Jahrhunderts sich urbanisierenden Czernowitz von den wichtigsten Akteuren dieser von den habsburgischen, hauptsächlich strategischen Interessen gesteuerten Entwicklung mit einem Netz von Bildern und Erzählungen überzogen, das in der *longue durée* die Konturen einer imaginären, für deren eigenes Selbstverständnis bedeutsamen Konstruktion annahm.

Vor wenigen Jahren hat Winfried Menninghaus in einem bemerkenswerten Aufsatz zum Thema *Czernowitz/Bukowina als Topos deutsch-jüdischer Geschichte und Literatur*² versucht, den komplizierten Weg nachzuvollziehen, wie ein Ort, der sich in Osteuropa befindet und durch bestimmte geographische Koordinaten identifizierbar ist, zum „Gemeinort“, zur „Form des Denkens von Sein als Wirklichkeit“³ werden konnte; dieses Werden eines Topos zum „Topos“ eines Topos,⁴ mit anderen Worten: Das virtuelle Exerzitium der Zerlegung der antiken *locus communis*-Figur in die ursprünglichen Komponenten eines Vergleichs zwischen der „äußeren“, der „objektiven“ Wirklichkeit, und ihrer „imaginären“, „subjektiv“-argumentativen Vorstellung hat in dem Falle kein anderer als Paul Celan selbst beschrieben: Der Dichter definierte in der „Meridian“-Rede die „Toposforschung“ als eine Suche nach dem „Ort meiner eigenen Herkunft“, „da, wo ich begonnen habe“, definierte, die sich „mit wohl sehr ungenauem, weil unruhigem Finger auf der Landkarte – auf einer Kinder-Landkarte“⁵ abspiele und zu dem Schlusse führe, dass, zumal darauf „keiner dieser Orte ... zu finden [ist]“, diesen nur noch als geistigen Projektionen, als völlig abstrahierten Zeichen, eine Chance des Fortlebens gewährt sein mochte.⁶

2 In: „Merkur“, H. 3–4 (1999), S. 345–357.

3 Veit, Walter: Zur Toposforschung. In: Jehn, Peter (Hg.): Toposforschung. Eine Dokumentation. Frankfurt am Main 1972, S. 82.

4 Menninghaus (wie Anm. 2), S. 345.

5 Der Meridian. Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises, zitiert nach der Tübinger Ausgabe, hg. von Bernhard Böschstein und Heino Schmall, Frankfurt am Main 1999, S. 12.

Allerdings verbindet Menninghaus die heutige Aktualität des Topos gerade mit der von Paul Celan und Rose Ausländer, den im deutschen Sprachraum bekanntesten Czernowitzern, fixierten und dadurch sehr geläufig gewordenen Semantik: Die Erinnerung an die Stadt am Pruth, die ehemalige Metropole des östlichsten habsburgischen Kronlandes Bukowina, sollte hauptsächlich das „Versunken“-Sein einer Welt evozieren, in der aufgrund des Bildungsideals des deutschen Humanismus und in einem der Vielsprachigkeit günstigen Medium die Hoffnung auf eine kulturell fruchtbare deutsch-jüdische „Symbiose“ einen ihrer Höhepunkte erreicht hatte. Über die rhetorische Formel hinausgehend, wie z.B. das viel zitierte Heraufbeschwören der „Gegend, wo Menschen und Bücher lebten“,⁷ weist Menninghaus auf zahlreiche zusammenhängende Bedeutungen hin, die gleichzeitig nuancenreiche Ausblicke in Richtung ihrer ideengeschichtlichen Phylogenese eröffnen; als die hochwertigste ideologische Quelle solcher Wunschbilder und -gedanken erscheinen ihm nicht zufällig die „halbasiatischen“ Feuilletons des von Celan als „wiedergefundener Landsmann“ aufgefassten Karl Emil Franzos, in denen dieser ehemalige Czernowitzer Gymnasiast die Bukowiner Enklave und vor allem ihre Hauptstadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts emphatisch zum Muster der gelungenen „Mission Österreichs“ im Osten Europas und der Verwirklichung des von dem „großen Joseph“ gestifteten Planes eines „deutschen Culturstaates“ erklärt hatte.⁸

Franzos war 1875 gewiss kein „Erfinder“ des Topos „Czernowitz“ gewesen, den er jedoch durch seine geschickte „Arbeit am Mythos“ ausbaute und wesentlich mitgestaltete; auch der Czernowitzer Abgeordnete Tomaszczuk hatte ein Jahr zuvor seinen Kollegen nichts Neues mitgeteilt, als er vor der Wiener Kammer behauptete, dass die „Ruthenen und Rumänen der Bukowina der germanischen Kulturrichtung zuneigen“.⁹ Die Belege des Stereotyps, mit dem die Anerkennung der provinziellen „Andersheit“ der Bukowina assozi-

6 Menninghaus (wie Anm. 1), S. 347: „Ein ‚unmöglicher Weg‘, ja ein ‚Weg des Unmöglichen‘ müsse ‚gegangen‘ werden, um wenigstens im Gedicht eine ‚Begegnung‘ mit dem Gesuchten zu ermöglichen.“

7 Celan, Paul: Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen. In: Allemann, Beda, Steffen Reichert (Hg.): *Gesammelte Werke in fünf Bänden*. Bd. 3, Frankfurt am Main 1983, S. 185.

8 Franzos, Karl Emil: Ein Culturfest. In: *Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien*. Leipzig 1876, S. 186.

9 Wagner, Rudolf (Hg.): *Alma Mater Francisco Josephina*. München 1975, S. 26.

iert wurde,¹⁰ können schon viel früher aufgefunden werden: Das Vorhaben, die ersten Ansätze des Bewusstwerdens einer distinkten Identität, sei es im Falle eines kollektiven Selbst, sei es bei einem sie zur Kenntnis nehmenden kollektiven Anderen, zu verfolgen, soll hinter der „objektivistischen“ Illusion der Realitätswahrnehmung diejenigen Zeichen, Embleme, Stigmata in Betracht ziehen, durch deren strategischen, von den historischen Umständen abhängigen Kombination und Manipulation – man denke nur an ihre Handhabung in den Prozessen der Herausbildung der Nationen¹¹ – das statische „Bild“ eines sich ständig im Wandel befindenden Kräftefeldes entsteht.¹² Gerade die Versprachlichung des Einmaligen, die den ersten Schritt in dem Prozess der Verarbeitung des unmittelbar Erfahrenen darstellt, ermöglicht nur dann die innersprachliche Assimilierung von aussersprachlichen Bedeutungen, wenn die Thematisierung der Wirklichkeit durch eine Vermittlung zwischen der spontanen sprachpragmatischen „Übersetzung“ der Realität und den zur Wiederholung eingerichteten semantischen Strukturen erfolgt¹³. Insofern erweist sich die Zahl identitärer Diskurse als strukturell begrenzt, denn das Schema der imagologischen Texte scheint „programmierbar“ und deswegen auch wiederholbar zu sein;¹⁴ die Voraussetzung ihrer Zusammensetzung in einer „topologischen“ Konfiguration ist damit vorgegeben.

Die ersten Schritte, dem kleinen Marktflecken Czernowitz am Pruth, wo sich die Militärverwaltung der Kaiserlichen 1774 niedergelassen hatte, einen architektonisch und gemeinschaftlich „bürgerlichen“ Charakter einzuprägen, unternahm ja ein aus dem Westen

10 Vgl. die methodologisch relevante Fallstudie von Bertho, Catherine: *L'invention de la Bretagne. Genèse sociale d'un stereotype*. In: *Actes de la recherche en sciences sociales*, Nr. 35 (1980), S. 45–62, sowie Bourdieu, Pierre: *L'identité et la representation. Eléments pour une réflexion critique sur l'idée de région*. In: *ebd.*, S. 63–72, bes. S. 65.

11 Bruckmüller, Ernst: *Nation Österreich*. Wien/Köln/Graz 1984, S. 363 ff.

12 Bourdieu (wie Anm. 10), S. 65.

13 Vgl. die vermutlich noch nicht veröffentlichten Ausführungen von Reinhart Koselleck auf der Tagung anlässlich der Eröffnung des Sonderforschungsbereichs „Anthropologie der Literatur“ an der Universität Konstanz, 20.–21. Dezember 1991.

14 Pageaux, Daniel-Henri: *Image/Imaginaire*. In: *Dyserinck, Hugo, Karl Ulrich Syndram (Hg.): Europa und das nationale Selbstverständnis. Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Bonn 1988, S. 269.

importiertes Beamtentum, das für die reibungslose Bewirtschaftung des ehemals moldauischen Bezirks der Monarchie sorgen sollte, und allerdings seinen aufklärerischen Glauben in der Überlegenheit der Zivilisation gegenüber der Natur, sowie an eine vermeintliche Kulturmission Österreichs gegenüber den Naturvölkern des Ostens mitbrachte. Das vom Josefinismus durchgesetzte Deutsch gehörte zu den wichtigsten Bestandteilen des Czernowitzer Gründungsmythos: es galt hier auch als unverkennbares Idiom einer, sei es auf koloniale Art aufgezwungenen Modernisierung, deren Erfolg in den städtischen Enklaven stets von dem Misstrauen der umgebenden ländlichen Bevölkerung begleitet wurde. Zu einem gewissen Zeitpunkt konnte die österreichische Öffentlichkeit die Brisanz der ungewöhnlich raschen Entwicklung der städtischen Strukturen in Czernowitz im Verhältnis zu einer noch sehr nahen Vergangenheit unter dem Zeichen orientalisch-patriarchalischer Zustände, aber auch gegenüber einer Umgebung, die gegen die kapitalistische „Verwestlichung“ weiterhin hartnäckigen Widerstand leistete, nicht weiter ignorieren. Ihre Reaktion drückte sich in einer immer deutlicheren Trennung zwischen zwei gegensätzlichen „Welten“ aus, die in der Bukowina, am östlichsten Rand der Monarchie, zur Koexistenz verurteilt schienen. Im bisher undifferenzierten Stereotyp des „Ostens“ öffnete sich damit eine keinesfalls unbedeutende Bresche.

Jenes identitätsträchtige Emblem des „imaginierten Westens im Osten“, das an dem Schnittpunkt von um 1850 bezeugten Fremd- und Selbstbildern der Bukowiner Hauptstadt entsteht, weist auf eine Insularität hin, deren latentes Konfliktpotential in den nächsten Jahrzehnten von den selbstsicheren, vom Gedanken ihres „europäischen“ Daseins erfüllten Bürgern eines urbanen, sich zum Wiener Modell bekennenden Gebildes meist verkannt wurde. „Die Bukowina ist jetzt eine merkwürdige deutsche Oase, in einer Gegend, wo man es nicht erwarten sollte. Dem aus der russischen Steppe und dem ärmlichen Galizien kommenden Reisenden fallen die freundlichen Städte mit deutscher Bildung und guten Buchhandlungen sehr auf, noch mehr aber dem, der aus der noch ziemlich türkisch aussehenden Moldau und Walachei kommt“.¹⁵ Die Vorgänge in der 1849 zum Status eines autonomen Kronlandes erhobenen Provinz brachten in der zweiten

15 Neugebauer, Johann Ferdinand: Beschreibung der Moldau und Walachei. Leipzig 1848, S. 366.

Hälfte des 19. Jahrhunderts ein neues Element in den Vordergrund des „typisch-Städtischen“ von Czernowitz: Die Juden, die schon seit dem Mittelalter hier ansässig waren, wurden allmählich nicht nur zahlenmäßig – infolge eines dauernden Einwanderungsprozesses aus Galizien, Russland und der Moldau –, sondern auch wirtschaftlich zu einer treibenden Kraft des modernisierenden Fortschritts. Trotz des anfänglichen religiösen Widerstands vor der Akkulturation nahmen die meisten das aufklärerische Angebot der in den Landesschulen vermittelten deutschen Sprache und Kultur eher als die „autochtonen“ Rumänen oder Ruthenen wahr, denn die Bildung versprach einen leichteren Zugang zum Wohlstand und zu einer gewissen sozialen Sicherheit. Ihr „Einsatz“ im Dienste des sich in die archaische Gesellschaft Osteuropas einschleichenden Kapitalismus ging mit ihrer „Verbürgerlichung“ einher, die unter dem Zeichen des Liberalismus dazu führte, dass in Czernowitz innerhalb nur weniger Generationen eine sozial-politische Konstellation entstand, die ohnegleichen selbst in der Habsburgermonarchie war: ein jüdisches Bürgertum dominierte nicht nur fast in allen Wirtschaftszweigen, sondern spielte eine beträchtliche Rolle in der Verwaltung, in der Polizei, in den freien Berufen, in der Presse und im Erziehungswesen und nahm gleichberechtigt und aktiv am politischen Leben der Kommune und des Landes teil. Wohlwollend sahen die österreichischen Behörden zu, wie jenes Bürgertum, dessen Assimilation immer als Musterbeispiel einer erfolgreichen deutsch-jüdischen „Symbiose“ gepriesen wurde, sich die Ideologie des zur sittlichen Zählung „Halb-Asiens“ beauftragten *homo austriacus* aneignete und sich mit festem Glauben für die Reproduktion der Ansprüche einer in anderen Teilen der Monarchie vom Nationalitätenzwist in Frage gestellten „deutschen Kulturnation“ engagierte. Es liegt dann auf der Hand, warum die identifikatorische Relevanz dieses „mitteleuropäisch“ aussehenden Czernowitz der Jahrhundertwende, mit seiner „deutschen Universität für die Juden“ und mit der „synagoga“ anmutenden Residenz des griechisch-orthodoxen Metropoliten, (wie ein rumänischer Besucher einmal lästerte),¹⁶ mit seinem überwiegend jüdischen Publikum im Theater, vor dem die Büste Schillers stand, und das für manche die Erfüllung des jüdischen Traumes einer „nationalen Heimstatt“ – „Jerusalem am Pruth“ – verkörperte,¹⁷ nur bei derjenigen städtischen

16 Iorga, Nicolae: Neamul romanesc in Bucovina. Bucuresti 1905, S. 325 f.

Schicht wirkte, die sich auch selbst an der Produktion dieser bildlichen Codes beteiligte, und gleichzeitig etwa bei der rumänischen und ruthenischen *Intelligentsia*, aber nicht minder bei den jüdischen Intellektuellen, deren zornige Ausbrüche gegen die „Bürgerlichen“ von der Albert Maurübers expressionistischen Zeitschrift *Der Nerv* aus dem Jahre 1919 reichlich dokumentiert sind, oder dem jiddischsprachigen, proletarisierten Kleinbürgertum gegensätzliche Reaktionen hervorrief.

Selbstkritische Akzente weisen dennoch schon die frühen in Czernowitz entstandenen feuilletonistischen Diskurse auf, die damit bereits ein für ihr provinzielles Milieu erstaunliches modernes Bewusstsein in der ironischen Demontage einer Empfindung an den Tag legen, die sich späterhin als selbständiger Topos geradezu obsessiv in der Literatur der Czernowitzer re-produzieren wird: Czernowitz als bewusst imaginiertes „Westen im Osten“,¹⁸ als Ort, wo „der Osten den Westen spielt“.¹⁹ Das frustrierende, mit einer kollektiven Neurose vergleichbare Bewusstsein des Enklave-Daseins, der ewigen und

17 Krämer, Apud Markus: Czernowitz, das österreichische Jerusalem und Dr. Benno Straucher. In: Die Stimme, Nr. 48 (1949), S. 3–4.

18 Michael John und Albert Lichtblau sprechen in ihrer Abhandlung „Mythos ‚deutscher Kultur‘. Jüdische Gemeinden in Galizien und der Bukowina“, in: Keil, Martha, Eleonore Lappin (Hg.): Studien zur Geschichte der Juden in Österreich. Bodenheim 1997, von einem „imaginären Westen in Osten“ nur im Verhältnis zu dem kulturellen Selbstbewusstsein der deutschsprachigen Juden in der Bukowina und Czernowitz (S. 96 ff.). Die Formel ist jedoch unseres Erachtens auch auf das historisch interessante Phänomen einer Art kollektiver „Neurose“ übertragbar, die gerade von der spezifischen sozio-kulturellen Situation in Czernowitz ausgelöst und durch individuelle *mise en abîme* gelegentlich auch ästhetisch relevant werden konnte. Das frustrierende Bewusstsein des Enklave-Daseins, der ewigen und nie gelungenen, öfters grotesken Imitation eines entfernten westlichen Modells, die ständige und verzweifelnde Konfrontation ideeller Wunschbilder mit dem kleinlichen Alltag, die Gewissheit einer bestenfalls spielerischen Unechtheit der eigenen Existenz kommen schon sehr früh in den im „Humorist“ veröffentlichten Korrespondenzen aus Czernowitz zur Sprache: Noch am 1. Januar 1842 schreibt ein gewisser „Schwarzer Domino“ von „unserem trüben Maulwurfsleben“ (Nr. 7/1842, S. 35), Anton von Borkowski erklärt in einer „Musikalischen Phantasterei“ – unmittelbar nach dem Czernowitzer Besuch von Saphir – dass „ich nun in einem langweiligen Dorf, gefeselt durch Amtspflichte [sitze]“ (Nr. 144/1842), der bissige J. Kappadox meint, dass „mancher Wiener [...] bei dem Worte ‚Klein-Wien‘ sich ein mitleidigen Lächelns nicht enthalten können [wird]“ (Nr. 261/1844, S. 1048) usw.

19 Menninghaus (wie Anm. 2), S. 355.

nie gelungenen, öfters grotesken Imitation eines entfernten westlichen Modells, die ständige und verzweifelnde Konfrontation ideeller Wunschbilder mit dem kleinlichen Alltag, die Gewissheit einer bestenfalls spielerischen Unechtheit der eigenen Existenz kommen schon sehr früh in den im Wiener „Humorist“ veröffentlichten Korrespondenzen aus Czernowitz zur Sprache: noch am 1. Januar 1842 schreibt ein gewisser „Schwarzer Domino“ von „unserem trüben Maulwurfsleben“ (Nr. 7/1842, S. 35), Anton von Borkowski erklärt in einer „Musikalischen Phantasterei“ dass „ich nun in einem langweiligen Dorf, gefesellt durch Amtspflichten [sitze]“ (Nr. 144/1842), der bissige J. Kappadox meint, dass „mancher Wiener [...] bei dem Worte ‚Klein-Wien‘ sich ein mitleidigen Lächelns nicht enthalten können [wird]“ (Nr. 261/1844, S. 1048) usw. Noch bevor ein Theodor Mommsen sein vernichtendes Urteil über die Czernowitzer Universität gefällt hatte, indem er sie laut Karl Emil Franzos als eine „k.u.k. Strafkolonie“ titulierte,²⁰ war diese wenig schmeichelhafte Bezeichnung von einem örtlichen Journalisten in Bezug auf die Bukowina und ihren Ruf bei der „westlichen“ Beamtenschaft verwendet worden.²¹ Nicht zufällig tritt immer stärker in der lokalen Öffentlichkeit des zu Ende gehenden 19. Jahrhunderts ein verzweifeltes Selbstbild durch die damals bis zum Überfluss wiederholte Klage, die Bukowina und ihre Hauptstadt seien von Wien wie „des Reiches Stiefkind“ behandelt, in Erscheinung – vielleicht der einzige Reflex einer sich auch unterschwellig verdichtenden Unruhe, allein und ohnmächtig vor den „östlichen“ Bedrohungen zu bleiben, die über die „westliche“ Enklave im „Osten“ im Zuge des politischen Verfalls des Liberalismus und des Aufstiegs der nationalistischen und irredentistischen Parteien anwuchsen.

Der Erste Weltkrieg brachte für Czernowitz eine dreifache russische Besetzung, die Flucht tausender Menschen nach Westen, die Verelendung vieler Verbliebenen und letzten Endes die Intervention rumänischer Truppen nach einem Versuch ukrainischer Soldateska, sich der Stadt zu bemächtigen, was zu dem als vollendete Tatsache von den Friedensverträgen anerkannten Anschluss der ganzen Bukowina an das rumänische Königreich führte. Dies bedeutete auch einen

20 Franzos, Karl Emil: Erinnerungen an Mommsen. In: Neue Freie Presse, Nr. 14095 vom 22. November 1903, S. 1.

21 Vgl. den Leitartikel der Bukowiner Rundschau (Nr. 2749 von 11. Juni 1898) mit dem Titel „Die Strafkolonie“.

dramatischen Schlusstrich unter die mit verbissener Beharrlichkeit gepflegte Illusion des hiesigen Großbürgertums, samt seinem Vermögen auch das gewohnte, für sich selbst günstige Machtgleichgewicht bewahren zu können, denn die Behörden des neuen „Staatsvolks“ begnügten sich nicht mit der Durchsetzung ihrer Sprache in der Verwaltung und Unterricht, sondern steuerten unverzüglich auf jene Politik – auch indem sie die rechtsextremen Bewegungen duldeten oder auch heimlich ermutigten –, die ein damaliger rumänischer Politiker unter dem Ausspruch, „den Juden allmählich das Brot aus dem Munde zu nehmen“,²² verstanden haben mochte. Mancher Paradedzisionismus derer, die weiter untereinander deutsch sprachen und zu Hause ein Bild des greisen Franz Joseph hängen ließen, sollte lediglich die eigene Ratlosigkeit vor einer unübersichtlich gewordenen Welt tarnen, in der die altgediente *imago* ihres „exklusiven“ bürgerlichen Czernowitz, wo sie, Hitler zum Trotz, das Spiel der kulturellen Erben eines immer entfernteren deutschsprachigen „Westens“ gerne spielten, keineswegs mehr passte. Das von innen beobachtete Bild des unruhigen Wartens und der Lähmung in der Vorahnung eines kommenden Schreckens, das Ninon Ausländer, die Tochter einer der Czernowitzer „guten Familien“ (und später die dritte Ehefrau Hermann Hesses), in einem nach 1918 aufgezeichneten Gedenken an die verlassene Heimatstadt festhielt, gilt bis in die späten 30-er Jahre als typisch für die peinliche Anklammerung jenes Milieus an eine entfremdete, der eigenen Blendung anheimfallende Als-ob-Identität: „Tief waren in uns der jüdische Fatalismus und das Eingeschlossensein in die bürgerlichen Konventionen eingepägt. Wir verloren aber den Glauben, der mit jenem Fatalismus zusammenhing, und auch die Selbstsicherheit, die die bürgerliche Macht verlieh. Wir waren einfach Gefangene, ohne aber die Gefängnismauern zu bemerken; wir sahen alles wie durch eine Glaswand und schauten, bis wir einmal an die frische Luft gelangten und uns den Kopf an der Wirklichkeit blutig stießen. Meist aber zog es uns gar nicht an die frische Luft, sondern wir wollten in der Gefangenschaft der Hauswände verharren“.²³

22 Es handelt sich um den rumänischen national-liberalen Politiker Nistor, Ion, Apud N. M. Gelber: Geschichte der Juden in der Bukowina. In: Gold, Hugo (Hg.): Geschichte der Juden in der Bukowina. Bd. I. Tel Aviv 1958, S. 11–66, hier S. 40.

23 Kleine, Gisela: Ninon und Hermann Hesse. Leben als Dialog. Sigmaringen 1984, S. 35.

Eine der seltenen Stimmen, die von dem mühsamen und von der Geschichte tief gezeichneten Weg, den ein Czernowitzer „Kind aus guter Familie“ zurücklegen musste, um „an die frische Luft“ zu gelangen, Zeugnis ablegte, gehört Ilana Shmueli, jener deutschsprachigen Dichterin und Intellektuelle aus Israel, die – bekannt geworden dadurch, dass sie Paul Celan in seinen letzten Lebensmonaten sehr nahe gestanden hatte –, ihr gespaltenes Verhältnis zu der einstigen Heimatstadt am Pruth nie verbergen wollte. Die misstrauische Erinnerung an die von Karl Emil Franzos verklärte „Oase“²⁴ einer vermeintlichen deutsch-jüdischen „Symbiose“ in der „halb-asiatischen Wüste“, deckte sich in ihren Schriften stets mit der strikten Weigerung, die üblichen Klischees zu wiederholen. Ilana Shmueli lehnt es ab, sich den bei vielen Zeugnissen von ehemaligen Czernowitzern bekannten diskursiven Ritualen der Nostalgie nach einer sowohl glücklich als auch tragischen Vergangenheit anzuschließen: Die Einseitigkeit der im Gedächtnis verbliebenen schwarz-weißen Bilder war ihr im ganzen bewusst, und gerade deswegen hatte sie das akute Bedürfnis empfunden, jene Bilder ohne schmückendes Beiwerk zu hinterfragen.

Das Schicksal allein vergönnt es natürlich kaum, den in den beengenden Schranken einer gesellschaftlich erzwungenen Identität Dahinlebenden, die sie erdrückt und ihre Persönlichkeit deformiert, die Chance, die vorgeschriebene Enge erst einmal wahrzunehmen und dadurch aus sich eine kritische, – auch wenn nicht gerade zur offenen Rebellion geneigte – Distanz zum alltäglichen Ritual hervorzubringen. Den meisten ist nichts anderes mehr gegeben, als an den Verhältnissen sogar ahnungslos zu scheitern; auch für die wenigen, die sich ihrem unglücklichen Los bewusst werden, kommt es ja selten bis zur „Befreiung“. Dabei haben die Psychologen bemerkt, die räumliche Dimension des Identitätsbegriffs, von der hier schon die Rede war, sei mit der Auffassung einer verwirklichten Identität an einer erfolgreichen Orientierung, d.h. Zurechtfindung in der Welt und in der Gesellschaft, unabdingbar verknüpft. Wenn die zu einer krisenhaften Identität führende Desorientierung des modernen Menschen durch die Fülle von Alternativen, die ihn überfordere, verursacht sei, so dass Karl Jaspers zuweilen die einzige Lösung im Sich-Zufriedengeben mit den „Dogmen, Beweisbarkeiten, traditionellen Einrich-

24 Franzos: Zwischen Dniestr und Bistrizza (wie Anm. 8), S. 120.

tungen, absoluten und zugleich generellen Forderungen“ sieht, erweist sich diese „bei genauer Betrachtung“, so Helmut Spinner, „nur als eine andere Form der Desorientierung, die den Menschen auch noch die Freiheit kostet“.²⁵ Im vergoldeten Käfig einer konventionalisierten, dem bürgerlichen Kodex entsprechenden Vorstellung der Czernowitzer Lebenswelt, wirkt für die als Liane Schindler geborene Autorin selbst der physische Raum, in dem man sich tagtäglich bewegt, als erstarrt und vor jeder für unangenehm und meist gefährlich gehaltenen Berührung mit dem sozial und kulturell Fremden verriegelt: Die Kinder, die ihn erst zu entdecken haben, empfinden es am genauesten – zum Beispiel wenn sie zur Schule mit dem Wagen gefahren werden müssen, damit sie sich nicht mit Gleichaltrigen aus niedrigeren sozialen Schichten mischen sollen. Vor allem wird in den geräumigen, vom Straßenrummel abgeschotteten Villen das Spontane, mit anderen Worten alles, was nicht zum Berechenbaren und zum „Vernünftigen“ gehört, zunächst einmal vermieden: Das nervöse Zucken der Wiener *Omama* bei der geringsten Überraschung zeugt vom permanenten Alarm, dass das vorgetäuschte Gehäuse der eigenen Gewissheiten dem Zugriff des aus allen Winkeln auflauernden Unerwarteten preisgegeben sei. Jedes Zeichen einer Abweichung vom streng normierten Handeln, wie das Selbstgespräch eines Kindes, gilt schon als „Verrücktheit“. Darum werden die „privaten Gärten“ dem auch symbolisch offenen Volksgarten vorgezogen, wenn es um das Spielen der Kinder ging, das allerdings zu Hause nur nicht im Kinderzimmer, damit „nichts kaputt“ gemacht wird, stattfinden darf. In jenem Augenblick, als die zwei noch sehr jungen Mädchen aus „guter Familie“ das dringende Bedürfnis empfanden, sich gegenseitig zu schwören, dass sie „ein ganz anderes Leben“ als ihre Eltern führen werden, leiteten sie vielleicht den inneren und nicht gerade risikofreien Einsatz um die eigene Autonomie vom selbstgefälligen Mythos ein, dessen „Grenzen“ sie von nun an nicht mehr für „natürlich“ und unüberwindbar anerkennen wollten.

Retrospektiv weiß Ilana Shmueli solche Zustände beim Namen zu nennen: ein „Mangel an Echtheit der sogenannten ‚anständigen Bürgerlichkeit‘, an geistiger Orientierung“, ein „Tun ‚als ob““. Die Erziehung, sei es zu Hause oder in der ohnehin entfremdenden Schule,

25 Spinner, Helmut: Der Mensch als Orientierungswesen. In: Essbach, Wolfgang (Hg.): *Wir/ihr/sie. Identität und Alterität in Theorie und Methode*. Würzburg 2000, S. 37–65, hier S. 47.

die mit ihrer von den deutschsprachigen Czernowitzern lange noch nicht völlig erlernten „Staatsprache“ erst recht eine Art „Doppelzüngigkeit“ lehrte, setzte auf das Äusserliche dermaßen, dass das Sein nicht mehr vom Schein zu trennen war und dass man das Echte mit dem Künstlichen verwechselte: Die moralischen Sätze, die man zu hören bekam, traten in einen krassen Widerspruch zu dem unmittelbar Erlebten, so dass das Kind, das noch nicht in der Heuchelei mit den eigenen Gefühlen geübt war, nur betrübt zusehen konnte, wie die anderen Kinder ihre „Liebe“ zu der bis dato unbekanntem Kindergärtnerin bekundeten. Die ethische Relativität, die in der nächsten Umgebung herrschte, verwunderte, amüsierte und schmerzte zugleich: wenn die Schwestern der sympathischen Czernowitzer *Omama* mit gewisser Neugier zusahen, wie sie vor dem Grab ihres längst verstorbenen Mannes die Rollen der klagenden und der lustigen Witwe scheinbar regungslos austauschte, so wurde die Beobachtung durchaus kritisch, sobald die Existenz der Eltern in Betracht kam – ihre von deren Kreis ganz akzeptierte bürgerliche „Respektabilität“, (zu der natürlich eine Bibliothek mit selten aufgeschlagenen Klassikerbänden zählte), die auf einem in unklaren Verhältnissen im Krieg erworbenen und später in ähnlich unklaren Bedingungen verlorenes Vermögen beruhte, aber ungeachtet dessen es ihnen erlaubte, ein prunkvolles und verschwenderisches Leben zu führen; auf den Leichtsinn, mit dem die Mutter auf die Erfüllung ihrer Wiener Jugendträume zugunsten eines „wohlbehaltenen Lebens“ verzichtet hatte und ihre Bemühung, trotz der schwelenden Unzufriedenheit die Fassade der glücklichen Ehe aufrecht zu erhalten; auf die Unfähigkeit des Vaters, seine Aufgaben als Familienvater und Unternehmer mit derselben Hingabe wie die momentanen politischen Aufträge zu erfüllen, und die Unwägbarkeit, mit der er sich mit seinem sozialen *alter ego* identifizierte, bis sein Vermögen, ungezwungen mit Frau und Kindern zu kommunizieren, teilweise beeinträchtigt wurde. Mit verblüffter Resignation wohnt die Tochter der Szene bei, als der auf dem Sterbebett liegende Vater, dem einige Jahre zuvor beim Begräbnis der ältesten, in den Selbstmord getriebenen Schwester nicht gelang, seinen seelischen Schmerz in Worte zu fassen, und jetzt endlich von dem Misslingen seiner Lebensillusionen sprechen will, von der Mutter, die gemäß dem bürgerlichen Verhaltenskodex selbst in einem solchen Augenblick den offenen Worten eher ausweicht, davon abgehalten wird.

Es mag sich absurd und sogar bei der heutigen Erfahrung des vorigen Jahrhunderts als der *political correctness* nicht konform anhören, dass der dramatische Riss in der Geschichte der Bukowina, der im Juni 1940 durch die Besetzung der nördlichen Provinz samt Czernowitz von der Roten Armee bewerkstelligt wurde, für jenes Mädchen „aus guter Familie“ zum ersten Mal eine Aussicht auf Orientierung, d.h. auf Identitäts- und Selbstfindung in sich barg. Tatsache ist, dass Ilana Shmueli dies im Namen des Kindes, das sie damals war, ausdrücklich behauptet: Die soziale Katastrophe der Familie, die damals wegen der zionistischen Vergangenheit des Vaters den neuen Behörden überaus suspekt war und alles verlor, habe die Tochter als eine „Befreiung von groß-klein-bürgerlichen Druck, der mich belastete und hemmte“, verspürt. Die lang ersehnte „Echtheit“ im Empfinden und Handeln schien ihr mit einem Schlag in der von den Sowjets neu errichteten jiddischen Schule erreichbar, wo unter anderem die pädagogischen Utopien des verstorbenen jiddischsprachigen Poeten Elieser Steinberg, von denen auch Rose Ausländer in den 30-er Jahren schwärmte, zur Anwendung kommen sollten: Das Erfordernis der brüderlichen Aufrichtigkeit jenseits des verlogenen Verhaltens der „anständigen“ Bürger, und nicht zuletzt der Rekurs auf das Jiddische, die „eigentliche“ Volkssprache der von ihrem bürgerlichen *Mimikry*-Deutsch erlösten Juden, bedeuteten für das verträumte und von den Ritualen des Benehmens angeödete Kind, einst kontaktscheu und unbeholfen im menschlichen Miteinander, ein richtiges „Frühlingserwachen“. Das damit gewonnene Selbstbewusstsein reichte dann nicht nur aus, um zwischen 1941-1944 dem Grauen des deutsch-rumänischen Rassenterrors in Czernowitz seelisch und körperlich standzuhalten und darüber hinaus noch fast völlig in der Leidenschaft des Musizierens aufzugehen, sondern auch um die abenteuerliche Flucht nach Palästina zu wagen und dort die schwere Bürde der Anpassung an eine andere Gesellschaft und Sprache auf sich zu nehmen. Einem letzten Versuch der alten Czernowitzer „guten Gesellschaft“ gegenüber, die auf merkwürdige Weise ihrerseits in das Neuland übergewechselt war, durch eine Ehevermittlung die junge Frau in jene Konventionen zu reintegrieren, konnte sie letzten Endes dank den in sich selbst entdeckten Ressourcen widerstehen. Ilana Shmueli hatte sich in Israel zur Sozialpädagogin ausbilden lassen und jahrelang den Beruf ausgeübt, in dem sie – vielleicht nicht zufällig – auch im Geiste der ihr von Czernowitz bekannten Steinbergschen

Erziehungsprinzipien verfahren konnte. Man lese dazu nun den neu erschienenen Briefwechsel zwischen Ilana Shmueli und dem Dichter Paul Celan – dem in den 60-er Jahren wieder getroffenen Freund aus Czernowitz, den sie während seiner Israelreise 1969 begleitete und dem sie bis kurz vor seinem Freitod am nächsten gestanden hatte –, um die leidenschaftliche Reife ihrer Persönlichkeit zu entdecken, die sich das Authentische im Denken und Fühlen zum höchsten Gebot machte.

Der Prosastil der deutschschreibenden Ilana Shmueli lässt auf seine Weise erkennen, dass die Memoiren-Autorin bestrebt ist, ihrem Gedächtnis möglichst unverstellt Ausdruck zu verleihen. Die kurzen, schmucklosen Sätze versuchen flüchtige, manchmal traumähnliche Bilder zu versprachlichen, deren verschwommene Konturen dank einer gelungenen Balance zwischen einführender Erinnerung und scharfsinniger Nüchternheit dennoch eine „Konsistenz“ jenseits des bloßen Zeitzeugnisses erhalten. Die beträchtliche literarische Begabung zeigt sich in der meisterhaft inszenierten Erzählweise, in der die Distanz, mit der die Fakten beurteilt werden, in die naive Perspektive des Kindes eingebunden ist – dies erinnert an Gregor von Rezzoris *Hermelin in Tschernopol* und *Blumen im Schnee*, wo übrigens solches ebenfalls von einer im Namen zweier Geschwister artikulierten „wir“-Erzählung unternommen wird. Damit wird ein breites Spektrum von Czernowitzer Typen, von den zahlreichen „Tanten“, mit ihren fast grotesken Allüren, bis zum rumänischen Musiklehrer Florescu, für den dem verordneten Antisemitismus zum Trotz die Liebe zur Kunst nur als Menschenliebe taugte, meisterhaft skizziert. Jene ständige Versuchung, „schon im frühen Alter“ die anderen und sich selbst ironisch zu beobachten, verirrt sich dabei nie in den Bereich des abwertend Zynischen; alles andere als etwa Liebesentzug bedeutet jene kritische Zeichnung ihrer Nächsten, die die (in der Hegelschen Diktion sogenannte) „List der Geschichte“ für die eigenen Schwächen einen ungerecht hohen zuweilen grausamen Preis, – wie es bei der *Omama* aus Wien geschah –, zahlen ließ. Dieses Allzumenschliche nicht zu verschweigen, sondern ans Licht zu bringen und, wenigstens versuchsweise, in seinen Folgen abzuwägen, heißt für Ilana Shmueli, es, um der Menschen Willen, zu würdigen.